## Offener Schreibebrief von Lizzie Hankstengel.

No. 598. Well, ich hen mei Denksgiffen-Dinner gehabt un so weit wie ich konzernt war is es en Suckzeß gewese. Daß nit alles so schmuht gange is, dı sind ich nit for zu blehme, das kommt nur daher, wenn e Wummen mit en Hosband behaftet is, wo noch nit so viel kammen Senz hat wie e neigeborenes Kalb. Jetzt duhn Se emal lissene un ich will Ihne die Geschicht verzähle: Zu die rechte Zeit sin die Wedesweilersch komme; se hen sich beide schön aufgefickst un ich muß sage, wenn der Wedesweiler diesent gedreßt is, dann is er en ganz gutgucktiger Mann. Well gleich drauf is auch die Missus Bembler mit ihre zwei Döchter komme un jedes von die Mehdercher hat ihre Weiolien mitgebracht. Se ware auch schön gedreßt un ich kann Ihne sage alles hat e feine Impreschen gemacht. Off Kohrs hat mei Dinner die Mehn-Streckschen bilde müsse.

Ich hen zu die Missus Bembler gesagt, daß ich dieleiet wär, daß se komme wäre, awwer ich deht nur für eins sarrie fühle, daß mir keine Muhsick ins Haus hätte. Sie hat gleich gewißt, was ich meine. „Ach", hat se gesagt, „da mache Se sich nur kein Trubel; meine Döchter hen nur for den Riesen keine Note mitgebracht, bekahs se brauche keine, die spiele alles bei Herz un wenn Se wolle, dann könne se gleich emal loslege." Sell is grad was mer all gewolt hen un da hen se ihre Weioliens eraus geholt un hen das Seckrtett aus die Lutschia von Lämmermeier gespielt. Ei tell juh! So ebbes schönes hen ich nie nit gehört! Wei, ich sin ganz eweg gewese. Un der Philipp, wo ich gar nit so viel Kunstverständniß zugetraut hätt, der hat sich voll Entussiaßem mit die Lehdies iwwer Kunscht un Wissenschaft unnerhalte, daß ich ganz dummfaundet gewese sin. „Lehdies, hat er gesagt, selles Lied hen ich emal von die Sehre Bernhard singe höre, wo doch gewiß e Reppetehschen gehabt hat un wenn se sich auch jetzt puttienier verheirath hätt; awwer die is gar nit in it gewese. Sie duhn en Schmelz un e Sahftneß un e Schwietneß in Ihne Ihre Muhsick eneilege, daß einem ein Schiwwer nach den annere den Buckel enunner un auch widder enuff laufe duht. Sie hen in die Ahrt en Peunt erreicht, wo mer bei Ihne Ihre Jugend nit eckspeckte sollt." Mister Edithor, ich sin aus eine Verlegenheit in die annere komme. Die Mehdercher sin ja noch keine fufzig Jahr alt, awwer wenn Se kohnsiddere, daß se alle beide schon for mehr wie zwanzig Jahre in die publick Schuls tietsche, dann müsse Se zu die Kohnklutschen komme, daß es keine Springschickens mehr sin. Die Lehdies hen zu den Philipp seine Riemarks gelacht un ich denke, es hat se arig gut fühle mache. Ich möcht nur wisse, wo der Philipp die tecknickel Törms aufgepickt hat, ich denke, er hat in den Pehper e Peieno Aedd gelese. Er un der Wedesweiler hen sich dichtig an die Drinks gehalte. Zweimal hen ich die Battele geheit, awwer er hat se immer widder gefunne un ich hen zu mich gesagt, wenn das gut ausgeht, dann lob ich's.

Ich hen die mehrschte Zeit in die Kitschen un den Deiningruhm zu duhn gehabt un weiß nit was in den Parlor vorgange is — awwer einmal is die eine Miß Bembler zu mich in die Kitschen gelaufe komme un hat gesagt, mein Hosbänd hätt sie insoltet; er hätt sie en Kiß gewwe wolle un das könnt sie sich von so en alte Etel nit biete losse. Selle Riemark hat mich geärgert. Ich hen gesagt: „Ach, Miß Bembler, das kann der Philipp nur for Fonn gedahn hen, bikahs als e Ruhl hat er en bessere Tehst. Jetzt hen mer Sopper un dann wer'n Se gleich widder besser fühle." Se hat e Fehs gemacht un is widder enaus gange. Dann is das Sopper komme un ich kann Ihne sage, bei den Miehl da hätte Dohtfeinde widder aufgemacht. Die Gehrls hen insistet, daß der Philipp zwische sie sitzen duht un das hat der alte Fuhl auch nur zu gut gegliche. Mer hen all das Miel immenslie inscheut un off Kohrs hen mer auch e paar gute Battele Wein dabei gedrunke. Die Lehdies hen zuerscht ferchterlich angestellt, daß se keine intackstehting Lickers drinke dehte un for sie wär Wasser gut genug, awwer mer hen se so lang zugeredt, daß e Gläsche Wein sie kein Harm duhn deht bis se emal getehst hatte un von da hen mer kein Wort mehr zu sage brauche — se hen gepichelt wie die Mennfohks. Da hen se dann auch ettmittel, daß se nur in Poblick Temperenz wäre, wenn se awwer daheim wäre dann dehte se en gute Drink auch inscheue un se dehte nit denke, daß so ebbes e Sinn wär. So bei und bei hen se arig gut gefühlt un denke Se emal, wie die Krehnberrie Sahs is komme, da hat die eine Miß Bembler zu den Philipp gesagt, se hätt e Weil zurück arig insoltet gefühlt, wie er sie for en Kiß gefragt hätt; jetzt wollt sie ihn awwer pruhfe, daß se kein ill Fieling gege ihn hätt un for den Riesen deht se ihn frage sie mit en Kiß zu ekamodehte. Der Philipp hat seine Schnuht abgebutzt un schuhr genug hat er sie en Kiß gewwe, der hat geknallt, daß die Disches an den Tehbel gerättelt hen. Die annere Miß Bembler hat dann auch ein hen wolle un mein alter Esel war widder reddie un hat sich nit zweimal frage losse. Ich kann Ihne sage, ich hen mein Batter mit den Kunne un ich hen nur gewischt, die Gesellschaft wär schon widder aus den Haus fort. Das nächste mal, schreib ich Ihne was es sonst noch für Surpreises gewwe hat.

Mit allerhand Achtung
Yours
Lizzie Hankstengel.

### Beim Ohrenarzt.

Arzt: „Ihr Gehör, Herr Dappel, hat sich insoweit gebessert, daß ich Sie aus der Behandlung entlassen kann."

Dappel: „Wie meinen's?"

Arzt (sehr laut): „Sie können jetzt wieder hören."

Dappel: „So, so! Nu, was kostet die Kur?"

Arzt (schreiend): „Zweihundert Mark."

Dappel: „So! dreihundert Mark?"

Arzt (brüllend): „Ganz richtig verstanden, dreihundert Mark!"

### Die Leidtragenden.

Chef: „Nun, hat der Wirth Sie nicht herausgeschmissen, als Sie ihn zum zweitenmal Wein verkaufen wollten?"

Reisender: „Der Wirth nicht .... aber die Gäst'!"

### Täuscht sich nicht.

Arzt: „Ich muß Ihnen das Rauchen, Trinken, das Billardspielen und das späte Aufbleiben verbieten."

Patient: „Ah! Ich sehe, meine Frau hat sie konsultirt!"

### Gute Antwort.

„Stellen Sie sich die Frechheit vor! Nach dem Verhör frage ich vor dem Gerichtssaal den Angeklagten, der von dem Gerichtsdiener herausgeführt wird: „Na, haben Sie gestanden?"

„Natürlich", antwortet der Kerl, „for mir war ja doch keen Stuhl nich da."

### Ein frecher Spitzbube.

„Den werd' ich gleich von seiner Uhr befreien!"

„O, verfl'xt!"

„Was ist denn das?"

„Sie Kerl, schämen Sie sich denn nicht, da liegen Sie da wie ein aufgeblasener Frosch und haben nicht einmal eine Uhr an der Kette! Pfui Deibel!"

## Chinas Erwachen.

Man weiß, daß China eine alte, konservativ denkende Nation ist. Es existiert seit Jahrtausenden, es hat zahlreiche Königreiche und Republiken des Alterthums entstehen und wieder vergehen sehen, es sah Aegypten sich auf den Gipfel einer Macht erheben, es sah Rom das mächtigste Reich der Erde werden. Doch während all diese Völker fielen und verschwanden, ist China allein das geblieben, was es war, ja ohne auch nur eine Theilung erleiden zu müssen.

Es ist interessant, zu erforschen, wie es möglich war, daß eine so alte Nation ihre Unversehrtheit so vollständig bewahren konnte, während von den übrigen Nationen sich eine nach der andern in Staub auflöste. Man hat dieseThatsache ja natürlich auf die verschiedenste Art zu erklären versucht, doch liegt meiner Ansicht nach der maßgebende Grund einzig darin, daß China lange Jahrhunderte hindurch in sich selbst abgeschlossen blieb und sich nicht im mindesten um das kümmerte, was die andern thaten. Das Volk widmete sich zunächst ausschließlich den inneren Interessen seines Landes und beschäftigte sich, ohne sich in die Angelegenheiten der fremden Nationen zu mischen, hauptsächlich mit Literatur, Philosophie, Moral sowie geistiger Kultur im allgemeinen. Die Chinesen lebten ferner von den Hilfsquellen, die ihnen ihr Land bot, und waren damit vollständig zufrieden. Sie hingen treu an ihrem Vaterlande, ihrem eigenen Herd und dachten nicht daran, die heimathlicheErde zu verlassen; man hielt es nämlich für eine äußerst gefährliche Sache, eine Reise in die Fremde zu unternehmen.

Warum aber, wird man nun fragen, ist das chinesische Volk so zufrieden mit dem, was ihm sein Vaterland bietet, und verabscheut es, in die Fremde zu gehen? Der Grund hierfür ist wohl nichts anderes als die ausgesprochene Liebe zum heimathlichen Herde, die wir bei den Chinesen allgemein antreffen. Die Orte, in denen ihre Vorfahren geboren wurden, lebten und starben, oder ihre Eltern geboren und sie selbst erzogen wurden, waren und blieben für sie stets der Gegenstand einer tiefen Liebe. Und der Boden ihres Landes war ja auch reich und fruchtbar und produzierte alles, dessen sie bedurften. Also war es vollauf berechtigt, wenn das Volk in seiner Heimath Lieb und sich durch nichts zwingen ließ, sie aufzugeben. Sein Moralkodex lehrt ihm bekanntlich die Treue gegen den Kaiser, kindliche Liebe gegen die Eltern, Neigung für die Geschwister und Ergebenheit für seineFreunde. Mit diesen Grundsätzen wurde also der Chinese erzogen, und da es wenig Fremde im Lande gab, so kannte das Volk auch keinen andern Moralkodex, den es ebenfalls dem seinen hätte voranstellen können. So hatten denn die Jahrhunderte aus den Chinesen ein patriotisches, ehrliches, arbeitsames Volk gemacht, und sie wären auch jedenfalls so geblieben, hätten nicht äußere Einflüsse auf ihr nationales Leben störend eingewirkt. So aber zwangen die Umstände sie, die Pforten ihres Landes zu öffnen und Fremde aus aller Herren Länder zuzulassen.

Die Wichtigkeit dieses Wechsels wurde allerdings nicht gleich fühlbar und mehrere Jahrzehnte hindurch setzte die Regierung auch noch ihre traditionelle Politik fort. Man glaubte eben, daß das, was jahrtausendelang für das Land gepaßt hatte, wohl auch das Gute sein müsse und ewig so bestehen könne. Nach vielen unglücklichen Erfahrungen aber wurde man sich doch klar, daß, wenngleich das alte Regierungssystem in vielen Punkten jenen des Westens glich, ja vielfach sogar höher stand als diese, es doch nothwendig sei, die künftige Politik den wechselnden Umständen entsprechend zu verändern und sich hierfür vom Okzident Belehrung zu verschaffen. Mächtige Veränderungen, tiefeingreifende Reformen wurden jetzt durchgeführt und zwar in den verschiedensten Domänen, und hierbei hat man nun schließlich doch entdeckt, daß alles das, was man bisher für vortrefflich und passend gehalten hatte, den Bedürfnissen der Gegenwart nicht mehr entsprach.

Auf diese Weise wurde unser Jahrhunderte altesSystem des literarischen Examens, welches bisher zur Aufnahme in die öffentlichen Aemter erforderlich war, vollständig umgeändert. Neue Vorschriften wurden angenommen. Die Kandidaten, unter denen sich zahlreiche befinden, die ihre Erziehung im Auslande genossen, müssen sich jetzt einem Examen unterziehen, dessen Programm ein durchaus modernes darstellt, und ich bin gewiß, daß die chinesischen Beamten, die man aus jenen Kandidaten auswählt, total anders sein werden, als die, die wir noch vor wenigen Jahren besaßen. Ich zweifle auch nicht, daß wir imstande sein werden, mit den Staatsmännern andrer Länder zu rivalisieren.

Auch die chinesische Armee ist seit kurzem reorganisiert und die Uebungen der Soldaten finden nur mehr unter der Leitung kompetenter Kräfte statt. Selbst der Gebrauch des Opiums, das bekannte Nationalübel, wird mit aller Energie bekämpft. Das öffentliche Bewußtsein wurde geweckt und alle Chinesen von den niedersten bis zu den höchsten sind entschlossen, sich endlich von dieser schädlichen Gewohnheit zu befreien. So wurden noch zahlreiche andere heilsame Reformen durchgeführt, und ich hege das volleVertrauen, daß innerhalb weniger Jahre China aufhören wird, der „kranke Mann des äußersten Ostens" zu sein, und ebenso wie sein großer Nachbarstaat Japan bestimmt ist, eine durchaus moderne Nation zu werden.

Bei dieser Gelegenheit scheint es jedoch räthlich, hervorzuheben, daß, selbst wenn China thatsächlich ein mächtiger Staat werden sollte, es doch niemals eine wirkliche Gefahr für die andern Nationen bedeuten würde, und daß also absolut kein Grund vorliegt, die gelbe Gefahr zu fürchten." Es ist dies überhaupt ein tieferIrrthum, u. wenn einige diesem Irrthum verfallen sind, so ist es gewöhnlich deshalb, weil sie eben denCharakter unsers Volkes nicht verstehen. Die Chinesen sind von Natur und Erziehung ein friedfertiges Volk. Das Wesen des philosophischen Systems des Konfuzius liegt in dem Vorrang des Rechtes über die Kraft; nicht die Kraft oder die Macht also, sondern der gerechte, tugendsame Mensch soll die Oberhand behalten. Immer hat man den Chinesen gelehrt, Recht und Frieden hochzuschätzen und ebenso Ungerechtigkeit und Zuflucht zur Kraft zu verachten.

Ihre Art zu handeln, sowohl im eigenen Lande als auch in der Fremde, in Gegenwart undVergangenheit wird bestätigen, was ich eben sagte. Die kürzlich erfolgte Umgestaltung unserer Armee, ebenso wie die Absicht der Regierung, auch die Marine zu reorganisieren, soll bei den andern Nationen nicht den mindesten Argwohn hervorrufen. Unsere Regierung wünscht vor allem nur eines: den Frieden zu erhalten auf unsernGebieten, und gerade das zeigen die Thatsachen doch auch in reicher Fülle. China hat mit großem Eifer alle Maßregeln ergriffen, welche die Erhaltung des Friedens fordert; in vielen Fällen, bei denen es sich um internationale Fragen handelte, hat sich unsere Regierung schon erboten, die Schwierigkeiten einem Schiedsgericht oder einer unparteiischen Dritten zu unterwerfen, allein unglücklicherweise stets ohne Erfolg.

Wir leben im 20. Jahrhundert und mehr und mehr interessieren sich die verschiedensten Völker gegenseitig für ihre Angelegenheiten. Ja es scheint fast, als ob alle Völker eine einzige Familie bildeten. Als China genöthigt war, seine Pforten zu öffnen, wurde allen Fremden, gleich welcher Nationalität, gestattet, hier zu leben und vollständig frei zu handeln. Daher glaubten die Chinesen denn auch, daß das Ausland ihnen umgekehrt dieselben Freiheiten bieten würde. Es gibt gegenwärtig junge Chinesen, die ihre Studien sowohl im eigenen Lande, als auch in Europa absolvieren und ich freue mich zu hören, daß man ihnen zu diesem Zweck alle Erleichterungen bietet und daß sie mit Höflichkeit und Güte behandelt werden. Was unsere Kaufleute betrifft, so sind sie in Europa lange nicht in so großer Zahl vertreten, als etwa Angehörige andrer fremder Nationen, allein ich hoffe, daß der Tag nicht mehr fern ist, an dem auch das sich ändern wird. Es ist immer gut, wenn die Chinesen nach dem Ausland gehen, sei es nun, um hier ihren Studien zu obliegen, oder auch zu geschäftlichen Zwecken; auf diese Weise werden die nämlich am besten Ihre Einrichtungen, sowie Ihre Art, Geschäfte zu erledigen, kennen lernen. Es steht dagegen den Ausländern völlig frei, dasselbe inChina zu thun, hier unsere Bedürfnisse zu studieren, mit unserm Lande in geschäftliche Beziehungen zu treten. Unsre Landsleute sollten also in der Fremde ebenso behandelt werden, wie die Ausländer bei uns.

Man muß natürlich erkennen, daß auf dem Gebiete humaner Thätigkeit der Okzident dem Orient über ist. Den Völkern des Okzidents gelang es, der Natur ihre Geheimnisse zu entreißen, ihre Kräfte zu meistern und ihre Erfolge rufen denn auch die volle Bewunderung der Orientalen hervor. Allein wenn auch unser Volk von den westlichen Völkern noch viel zu lernen hat, so sollten sich diese trotzdem nicht zu erhaben fühlen, gelegentlich auch bei den Orientalen in die Lehre zu gehen. Eine so alte Nation wie China, die auf eine Jahrtausende alte Existenz zurückblickt, muß doch gewisse Eigenschaften besitzen, welche diese Stabilität erklären. Den Schlüssel zu dem Gebäude unsrer Moral bildet die kindliche Liebe. Eine andre moralische Eigenschaft unsres Volkes ist ferner noch seine Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, und wenn die Okzidentalen unsern Charakter, unsre Sitten und moralischen Lehren ebenso studieren würden, wie wir die ihrigen, so wäre dies für beide Theile wohl von großem Vortheil.

Seit der Eröffnung Chinas hat sich sein Handel mit den andern Nationen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit entwickelt. Dabei ist aber nichts Verwunderliches. China ist bekanntlich ungewöhnlich stark bevölkert und bietet reiche natürliche Hilfsquellen. Der Handel mit dem Auslande mußte sich demnach entwickeln; überdies befindet er sich auch hauptsächlich in den Händen solcher, die die Bedürfnisse unsers Volkes kennen und sich mit ihnen abzufinden wissen. In wenigen Jahren, wenn erst der Panamakanal eröffnet sein wird, dürfte indes unser Exporthandel noch eine erhebliche Steigerung erfahren.

Dr. Wu Ting-Fang.

### Ist er Automat oder apathisch?

Ueber den deutschen Soldaten von heute äußert sich der liberale „Daily Chronicle" in einer Weise, die sich in einzelnen Stellen mit der bekannten Gesinnung des Hetzorgans „Daily Mail" fast decken könnte.

„Der deutsche Soldat," wird in dem Artikel ausgeführt, „ist das, was sein Unteroffizier und das Reglement des Kaisers aus ihm gemacht haben, ein apathischer Automat. Seine Pflicht ist, blind, mechanisch zu gehorchen. Sobald der angehende Soldat seinen Zivilanzug mit der militärischen Uniform vertauscht, schüttelt er seine individuelle Persönlichkeit ab, um für seine Dienstzeit eine bloße Einheit in einem System zu werden, das ebenso starr und steif ist wie einer der Steine am Berliner Brandenburger Thor. Nichts zielt darauf hin ab, Initiative und Selbstvertrauen zu entwickeln. Beide Eigenschaften dürfen keine Rolle im Leben dieser menschlichen Ziffer spielen, der lebendigen Verkörperung der „gepanzerten Faust." Warum sollte dies auch der Fall sein, fragen die Anwälte eines Systems, dessen Grundlage „Blut und Eisen" sind und das wahrscheinlich so lange bestehen wird, wie Preußen selbst. Als „Zahnrad" in der ungeheuren Kriegsmaschine muß der deutsche Soldat jede Reibung vermeiden und sich so glatt als möglich mit den andern Rädern der Maschine drehen. Vor allem aber muß er davon absehen, weder selbständig zu handeln noch selbständig zu denken."

Nachdem der Verfasser die letzten deutschen Manöver einer nicht sehr wohlwollenden Kritik unterzogen hat, kommt er auf die „Schwächen der deutschen Armee" zu sprechen ,und fährt fort:

„Friedrich der Große ist todt. Der Geist aber seiner Knasterbärte lebt fort in der eisernen Zucht, die das Rückgrat der deutschen Armee von heute ist. Die Soldaten der deutschen Armee von heute müssen getrieben, nicht geführt werden. Ohne uniformierten Vorgesetzten sind sie hilflos wie eine Heerde Schafe ohne Hirten. Individuell genommen ist zwar der Deutsche ein prächtiger Soldat. Er trägt sein hartes Loos mit Geduld u. Ergebenheit. Wenn man aber eines ganzen Regimentes deutscher Soldaten ansichtig wird, so gewinnt man den Eindruck, daß eine entsprechende Anzahl von Sträflingen unter der Aufsicht ihrer Wärter ebenso glücklich und zufrieden aussehen würde. Der Soldat des Kaisers, besonders in den Garderegimentern, ist schlank und groß und von prächtiger Erscheinung, ein zuverlässiger Träger schwerer Lasten. Er sieht jedoch ein wenig zu plump aus für lange Märsche und rasche Truppenbewegungen. Er besitzt nicht die Heiterkeit, die katzenartige Geschmeidigkeit und die Initiative des französischen Soldaten, sobald er sich allein sieht. Zu gunsten des deutschen Soldaten spricht allerdings der Umstand, daß er keine Nerven besitzt und nicht jenes so leicht erregbare Temperament der lateinischen Rasse, das sich so rasch hinreißen läßt. Während aber der französische Soldat Gelegenheit hatte, in der jüngsten Vergangenheit in Marokko, Algier und Tonkin zu beweisen, daß er ein würdiger Nachkomme der Clemente ist, die die Kolonnen Napoleons bildeten, war dem deutschen Soldaten seit über 40 Jahren kein Anlaß geboten, seine Kriegstüchtigkeit zu beweisen. (Die deutschen Heldenthaten in Südwestafrika kennt „Daily Chronicle" natürlich nicht. Man kann ja auch urtheilen, ohne etwas zu wissen. Die Red.) — Die französische Armee steht auf demokratischer Grundlage. Beziehungen guter Kameradschaft bestehen zwischen Soldaten und Offizieren. Der Inhaber eines französischen Regiments bekleidet gewissermaßen die Stelle eines strengen, aber nicht ungütigen Vaters seinen Regimentsangehörigen gegenüber. Grundverschieden sind die Verhältnisse in der deutschen Armee. Ein unüberbrückbarer sozialer und beruflicher Abgrund klafft zwischen Soldat und Offizier.

„Furcht (!!) und nicht etwa persönliche Ergebenheit ist das Leitmotiv in der deutschen Armee. Ein drakonisches (!!) Straffsystem ist an Stelle der Peitsche und des Rohrstocks der Knasterbärte Friedrichs des Großen getreten. Schweinehund und Esel sind Lieblingsanredeformen, deren sich die Offiziere Wilhelms II. der Mannschaft gegenüber bedienen. Wo der französische Offizier etwa Meine Kinder! sagen würde, poltert der deutsche Offizier: Verdammte Esel! Insubordination wird mit härtesten Strafen bedacht. Der Unteroffizier hingegen, der sich Mißhandlung eines Untergebenen zuschulden kommen ließ, wird zu ein paar Tagen Festungshaft verurtheilt, die in vielen Fällen nichts als ein unfreiwilliger Urlaub, eine Erholung ist.

„Die Unpopularität deutscher Offiziere veranlaßt ihre Vorgesetzten oft, sie zu andern Regimentern zu versetzen, ein Symptom dafür, daß sich die letztern der Gefahr wohl bewußt sind, die sich für die vorgenannten aus ihrer Unbeliebtheit ergibt." (Brr!)

Was kommandierte doch Seymour bei dem Sturm auf die Takuforts? „Germans to the front." Nicht aber etwa „Tommy Atkins". Er kannte die deutsche Armee besser als der „Daily Chronicle", was allerdings nicht viel sagen will, da die Unwissenheit des „Daily Chronicle" unübertrefflich ist.

### Die Sturmfluthen der Nordsee.

Am 6. November ist die deutsche und dänische Nordseeküste von einerSturmfluth heimgesucht worden, die allem Anschein nach die bisher schwerste der letzten Jahrzehnte gewesen ist. Zumeist wurden die Elbmündung, die ostfriesischen Inseln und die jütische Westküste betroffen. Die größten Verwüstungen kamen in Westerland auf Sylt vor, wo erst am 19. September durch einen großen Brand ein großer Theil der Bauten am Strande zerstört worden war. Die westfriesischen Inseln und die holländische Küste sind offenbar besser fortgekommen, was auch aus der Richtung des Sturms und der ganzen Wetterlage verständlich wird: sie liegen nach Nordwesten offen und sind demgemäß durch die Nordweststürme zumeist gefährdet, während am 6. November der Sturm an der Nordsee anfangs aus Südwesten, später aus Westen kam. Demgemäß litten die nach Westen offenen Küsten am meisten.

Die meteorologische Ursache der Katastrophe lag in einem Sturmwirbel, der am 4. November früh in der außergewöhnlichen Tiefe von nur 711 Millimeter über dem Nordatlantischen Ozean mit einem Kern bei den Färöern lag. Die Depression schritt fast genau in östlicher Richtung weiter und betrat in der Nacht zum 6. unter nur geringer Abnahme ihrer Tiefe im mittleren Norwegen den europäischen Kontinent. Da gleichzeitig im westlichen Mitteleuropa ein barometrischesMaximum lagerte, ergaben sich unverhältnismäßig große Luftdruckgegensätze, die in Gestalt schwerer Südwest- und Weststürme einen Ausgleich suchten. Nur ein kleiner Theil der Nordsee-Sturmfluthen wird durch eine derartige Wetterlage bedingt, aber gerade die lang dauernden und darum besonders unheilvollenSturmfluthen werden dadurch hervorgerufen. Häufiger ist die Veranlassung zu der Katastrophe ein weniger tiefer Wirbel, der die Nordsee durchquert und dann an der Elbmündung oder in der Nähe davon in den Kontinent eindringt. Diese Wetterlage bescheert der Nordseeküste Nordweststürme und wird daher meist den westfriesischen Inseln und der holländischen Küste gefährlich. Die dadurch hervorgerufenen Sturmfluthen können sehr heftig sein, sind aber zumeist nur von kurzer Dauer.

Wenige Meere der kultivierten Erde haben so oft unter großen Sturmfluthen zu leiden wie dieNordsee, die mit ihrer nach Nordwesten offenen Lage gerade den verhängnisvollsten Sturmrichtungen schutzlos preisgegeben ist. Von keinem Meer derErde ist uns auch die Geschichte seiner gewaltigenSturmfluthkatastrophen so genau und bis in so fern zurückliegende Zeiten bekannt, wie von dem „blanken Hans", wie der Nordseeküstenbewohner sein Meer zu nennen pflegt. Von rund 500 nennenswerthen Sturmfluthen weiß uns die Geschichte der Nordsee innerhalb einhalb Jahrtausend zu berichten; durchschnittlich tritt also alle drei Jahre einmal ein solches Ereigniß ein, doch natürlich nicht immer in der Schwere der jüngsten Katastrophe. Im übrigen ist die Vertheilung äußerst ungleichmäßig; während manchmal ein und derselbe Winter mehrere Sturmfluthen bringt — der Winter 1904/5 brachte z. B. vier — kommt oft lange Jahre hindurch kein solches Ereigniß vor. So war gerade jetzt vor dem 6. November 1911 eine ziemlich lange Pause; denn die letzte einigermaßen bedeutende Nordsee-Sturmfluth war am 7. Januar 1905.

Seltsam ist es, daß die alte Volksüberlieferung, wonach gewisse Tage im Jahre durch die Sturmfluthen besonders bevorzugt werden, durch die wissenschaftliche Forschung im Großen und Ganzen bestätigt wird. Besonders gefürchtet und berüchtigt waren von jeher, wie verschiedene volksthümliche Gedenkreime erkennen lassen, der Allerheiligentag (1. November), die Weihnachts- und Neujahrszeit, sowie der Marcellustag (16. Januar). Die Besorgniß vor dem Allerheiligentag wird durch die Häufung der Sturmfluthen um den 10. und 11. November des neuen Kalenders vollauf bestätigt (16 größere Fluthen an diesen beiden Tagen), die Furcht vor derWeihnachtszeit rechtfertigt sich sowohl im alten wie im neuen Kalender: im ersteren entspricht sie dem jetzigen bedeutenden Neujahrsmaximum, im letzteren ist sie zwar nur durch ein sekundäres Maximum gekennzeichnet, das aber seit 1700 schon zwei ganz besonders schwere Katastrophen in den Jahren 1717 und 1894 gebracht hat. Und der gefährliche Marcellustag des alten Kalenders entspricht wieder genau dem großen Maximum um den 24. Januar des neuen Kalenders. Demnach kann man von einer vollkommenen Bestätigung der Volksüberlieferung durch die wissenschaftliche Forschung sprechen. Die jüngste große Fluth wies eine nur leichte Verfrühung gegenüber dem ersten November-Maximum auf, das schon am 7. November deutlich erkennbar beginnt und am 11. November sein Ende findet.